

Paradoxe Orthodoxie: Ein Interview mit Asher Mattern und Vladimir Latinovic

Am Institut für Ökumenische und Interreligiöse Forschung in Tübingen sind zwei Mitarbeiter tätig, die aus Religionsgemeinschaften stammen, die sich als „orthodox“ bezeichnen (orthodoxes Judentum und orthodoxe Kirche). In diesem Interview erörtern sie die gemeinsamen Merkmale und Divergenzen dieser Glaubensrichtungen und erläutern zudem die geplanten zukünftigen Projekte.

Herr Dr. Mattern, ‚orthodox‘ – das klingt nach ‚konservativ‘ und ‚eng‘... Stimmt das?

Viele kennen den Begriff ‚orthodox‘ in Bezug auf das Judentum vielleicht nur aus der Netflixserie ‚Unorthodox‘. Die Form des ‚ultra-orthodoxen‘ Judentums, die dort im Mittelpunkt steht, ist – abgesehen von der Frage, wie angemessen oder unangemessen sie geschildert wird – aber nur ein kleiner und extremer Sektor, der allerdings das öffentliche Bild und mitunter auch die Vorurteile stark prägt. Die Bezeichnung „Orthodoxes Judentum“, die seit Ende des 18. Jh. vor allem der Abgrenzung vom Reformjudentum dient, ist eigentlich irreführend. Die Bezeichnung ‚orthodox‘ wird heute für alle Jüd:innen verwendet, die das traditionelle jüdische Gesetz als verpflichtend für ihre Lebensweise anerkennen, d.h. für diejenigen, die angemessener als ‚orthopraktisch‘, also als rechtschaffen und nicht als rechthgläubig bezeichnet würden.

Das Spektrum des ‚orthodoxen Judentums‘ ist daher tatsächlich sehr weit: Es reicht von Menschen mit sehr konservativen Überzeugungen (wie etwa den oben angesprochenen ‚Ultra-Orthodoxen‘) zu solchen mit sehr modernen, liberalen Positionen (die z.B. aktiv feministische Positionen vertreten), von Menschen mit politisch linken Überzeugungen zu Vertretern rechter Einstellungen, von solchen, die den Staat Israel ablehnen bis zu entschieden zionistischen. Ich kenne sogar einige (und zwar sogar sogenannte „ultra-orthodoxe“) Jüd:innen, die zwar die gesetzlichen Vorschriften sehr genau einhalten, aber sich selbst nicht als gläubig beschreiben würden – auch diese wären paradoxerweise zu den „Orthodoxen“ zu zählen. Die Glaubensfrage, also die eigentlich doxische Dimension der theoretischen Frage, ob es Gott gibt, interessiert diese weniger als das Lernen der Tora und das Leben in und nach ihrer Weisung sowie in ihrer Ideenwelt. Nicht zuletzt deshalb trifft die im Englischen für orthodoxe Juden verwendete Benennung „observant Jew“ sehr viel besser als die im Deutschen vor allem auch in den Medien übliche Bezeichnung als „gläubiger Jude“.

Inwiefern versteht sich „orthodoxes Judentum“ denn dann gemäß seiner Bezeichnung als das „richtige“ Judentum?

Wenn man das Judentum von seinen sich in einem unaufhörlichen Spiel von Argument und Gegenargument bewegenden Grundtexten in Mishna und Gemara versteht, dann muss die Verbindung „orthodoxes Judentum“ fast als Oxymoron erscheinen. Das ständige intellektuelle Ringen um den richtigen Weg zwischen

vielen, sich zum Teil widersprechenden Meinungen der rabbinischen Gelehrten aus vielen Jahrhunderten ist das Lebenselixier des traditionellen Judentums. In der klassischen rabbinischen Ausbildung lernt man jede Überzeugung, die man vielleicht erreicht, sofort wieder aus einer anderen Perspektive oder auf der Grundlage anderer Lebenssituationen zu betrachten. Als jemand, der aus der Philosophie kommt und über Platon promoviert hat, dessen Kritik der Doxa meine Denkhaltungen stark geprägt hat, ist dieses talmudische Argumentieren der Kern meines „orthodoxen“ Jude-Seins.

Diese diskursive Offenheit der „Orthodoxie“ ist gerade deshalb möglich, weil ihre Einheit nicht über dogmatische Einstellungen, sondern über für alle verbindliche Handlungsregeln gestiftet wird. Wir können uns über Ideen vehement streiten, weil und solange wir gemeinsam nach einer Weisung leben, die uns einen gemeinsamen Lebens- und Handlungsrahmen aufspannt. Als orthodoxe Jüd:innen können wir z.B. beieinander essen, da wir wissen, dass wir uns an die anerkannten Richtlinien der Kashrut (Speisegesetze) halten, unabhängig davon, ob wir die Festlegungen dieser Regelungen für schlüssig aus dem Talmud entwickelt halten oder ob wir ein ähnliches Glaubens- oder Gottesverständnis haben. Das talmudische Axiom, dass auch einander widersprechende intellektuelle Positionen „Worte des lebendigen Gottes“ sein können, hat nur so lange nichts Trennendes, wie wir uns in praktischen Fragen auf eine gemeinsame Linie darüber verständigen, in welcher Weise wir konkret nach den Anordnungen der Tora leben und damit eine im Sinne der Tora richtige, also ‚orthodoxe‘ Existenzordnung hervorbringen und uns in dieser bewegen.

Wenn sich das Judentum eine solche intellektuelle Offenheit auszeichnet, woher kommen dann die konservativen Gruppierungen?

Dies liegt zunächst einmal daran, dass die Orthodoxie als Gegenbewegung zum Reformjudentum seit dem 19. Jahrhundert etwas verloren hat, was die rabbinische Tradition seit talmudischen Zeiten ausgezeichnet hat, nämlich die Kraft zur kontinuierlichen Erneuerung und Reaktualisierung unter veränderten Bedingungen. Zu einem hohen Maß ist der orthodoxe Konservatismus als eine Reaktion gegen eine kulturelle und gesellschaftliche Öffnung des Judentums zu verstehen, die nicht mehr nur eine innere und intellektuelle Offenheit bedeutete. Das Reformjudentum war stark von dem Motiv geprägt, die jüdischen Traditionen und Glaubensinhalte der neuen Situation als Staatsbürger:innen eines christlichen Nationalstaates anzupassen (und dadurch vielleicht unter den veränderten Umständen auch bewahren zu können): Das Gesetz nicht mehr als verpflichtend anzusehen und z.B. den Schabbat nicht mehr zu wahren oder nicht mehr koscher zu essen, war zunächst einmal schlicht praktischer und schien obendrein zeitgemäßer. Insofern für das Reformjudentum das traditionelle jüdische Gesetz immer weniger als verpflichtend angesehen wurde, beharrten die Vertreter traditionsverpflichteter Orthodoxie darauf, das Gesetz in keiner Weise aufzuweichen und so gewissermaßen einzufrieren. Die Angst, unter modernen Bedingungen in den Strudel der Assimilierung zu geraten, hat bei traditionellen Jüd:innen letztlich dazu geführt, sich gegen jede Veränderung zu wenden, Veränderung also unter eine Art Generalverdacht zu stellen. Dabei kann man sagen, dass der Chatam Sofer, als er das talmudische chadash asur min

haTorah (Neues ist von der Tora verboten), das sich auf den Verzehr der neuen Getreideernte vor dem Erbringen des Omer-Opfers bezog, zu der grundsätzlichen Maxime erhob, die Tora würde keine Neuerungen erlauben, tatsächlich eine der größten Neuerungen in der Geschichte des rabbinischen Judentums vollzog.

Gibt es so etwas wie liberale Orthodoxe?

Es gibt zunächst einmal sehr traditionelle ‚Orthodoxe‘ mit gesellschaftspolitisch überaus progressiven, z.B. sozialistischen oder kommunistischen Positionen wie etwa den großen Kabbalisten, den Baal haSulam, der aber ohne Zweifel in der Mediensprache als ‚ultra-orthodox‘ kategorisiert würde. In unserer Zeit vertreten die progressiven Kräfte der Orthodoxie zumeist vor allem liberale Positionen und setzen sich z.B. mit Möglichkeiten auseinander, auf der Grundlage der traditionellen Rechtstexte die Positionen von Frauen zu stärken oder die LGBTQI+-Community zu integrieren. Gerade in den Vereinigten Staaten und in Israel wird diese Tendenz innerhalb der sogenannten „Modern Orthodoxy“ in den letzten 25 Jahren immer stärker. Im Gegensatz zu der oben angesprochenen Verfestigung der Orthodoxie, die seit dem 19. Jahrhundert bestimmend war, lässt sich in der modernen Orthodoxie insbesondere in den letzten 25 Jahren eine sich intensivierende Dynamik feststellen.

Orthodoxie steht also auch für Veränderung?

Das leitende Grundprinzip, dass jede Form der Erneuerung von den traditionellen Quellen her und in Auseinandersetzungen mit den überlieferten Argumentationen der Gelehrten erfolgen soll, stellt jede Erneuerung vor eine enorme intellektuelle Herausforderung. Orthodoxe Gelehrte – zu denen allmählich auch immer mehr Frauen gehören – müssen über ein sehr großes Wissen hinsichtlich der überlieferten (Rechts-)Texte verfügen, um die Dinge in einer Weise neu zu denken, die nicht nur in unserem heutigen gesellschaftlichen Kontext wünschenswert ist, sondern traditionsintern so begründet wird, dass es zunächst für sie selbst, aber dann möglicherweise auch traditionellere Vertreter:innen überzeugen kann. Es ist nötig, die heutige Sensibilität für bestimmte Themen in der Fortsetzung der argumentativen Diskurse unserer vom Talmud bis in die Gegenwart reichenden Rechtstraditionen zu formulieren. Denn dies bleibt für die orthopraktische Ausrichtung des Judentums auch in ihren modernen Ausprägungen entscheidend: Das Gesetz wird nicht geändert, um sich gesellschaftlichen Strömungen anzupassen, sondern im traditionellen Gesetz der Tora werden bisher nicht realisierte Potenziale zurückgewonnen und aktiviert, um dem göttlichen Gebot unter Bedingungen der Gegenwart besser zu entsprechen.

Anfang Juni haben Sie gemeinsam mit Prof.in Fahimah Ulfat die Jüdisch-Islamische Forschungsstelle gegründet. Welche Motive liegen diesem Projekt zugrunde?

Nachdem Frau Ulfat und ich uns kennengelernt hatten, kamen wir schnell in ein sich intensivierendes Gespräch, in dem wir beide von einer sehr ähnlichen Einstellung zu Judentum bzw. Islam bestimmt waren: Unsere existenzielle Verankerung in unseren Traditionen steht für uns beide in keinem Widerspruch dazu, diese kritisch zu reflektieren und auch ihre möglicherweise problematischen Aspekte zu diskutieren –

im Gegenteil! Dabei ist es uns beiden sehr wichtig, unsere historisch teilweise eng verwobenen Traditionen wieder intensiver miteinander ins Gespräch zu bringen. Der Nahostkonflikt hat leider die vergangenen Jahrzehnte hindurch die Wahrnehmung der vielfältigen theologischen, philosophischen, hermeneutischen und rechtlichen Berührungspunkte verbaut. Es ist dringend nötig, das Bewusstsein für diese Verbindungen zu schärfen bzw. zunächst über einen engen Kreis von Expert:innen hinaus ins gesellschaftliche Bewusstsein zu heben. Darüber hinaus gilt es zu verstehen, wie ähnlich die Herausforderungen für praktizierende Jüd:innen und Muslim:innen in unserer modernen Gesellschaft sind, und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen machen wir die gleichen Diskriminierungserfahrungen, wenn wir aufgrund von Kippa oder Kopftuch nicht mehr als die Individuen wahrgenommen, die wir sind, sondern als Teil einer skeptisch beäugten oder ausgegrenzten gesellschaftlichen Gruppe. Und zum anderen stehen wir vor der Aufgabe, einen Bogen zwischen den Ideen und gesetzlichen Vorschriften von Judentum und Islam zu schlagen und diese in unserer heutigen, multikulturellen und liberalen Gesellschaft zu leben. Man kann ein sehr religiöser bzw. observanter Mensch – Jude oder Muslima – sein und zugleich ganz fest nicht nur auf dem Boden der Demokratie und des Grundgesetzes stehen, sondern offen und sensibel sein für die aktuell debattierten gesellschaftlichen Fragen einer immer vielfältigeren Gesellschaft. In der häufigen Annahme, diese Offenheit gäbe es nur bei assimilierten säkularen Jüd:innen und Muslim:innen, ist schlicht ein Bildungs- und mitunter Wissensdefizit zu erkennen, dem dringend zu begegnen ist. Wir hatten daher schnell die Idee, unseren Dialog auszuweiten und ein Forum für eine gemeinsame theologische Forschung von Jüd:innen und Muslim:innen zu schaffen, in dem wir mit Expert:innen der verschiedenen Fachgebiete in einer Haltung des Respekts und der Anerkennung dem Verbindenden und Trennenden der Traditionen in wissenschaftlicher Form nachgehen. So soll ein akademisches diskursives Netz zwischen Jüd:innen und Muslim:innen entstehen, das gesellschaftliche Herausforderungen aufnimmt und idealerweise vom universitären Diskurs auch in unsere Gesellschaft hineinwirkt.

Herr Dr. Latinovic, Sie gehören der orthodoxen Kirche an. Wird das Wort „orthodox“ im Namen dieser Kirche im gleichen Sinne verwendet wie im Fall des orthodoxen Judentums?

In Bezug auf die orthodoxe Kirche ist die attributive Verwendung des Begriffes ‚orthodox‘ primär tatsächlich ein Ausdruck von dogmatischer Rechtgläubigkeit. Dessen etymologische Wurzeln kommen bekanntlich vom Griechischen ὀρθός (orthos) mit Bedeutung von ‚richtig‘ oder ‚korrekt‘ sowie δοκέω (dokeo) was ‚meinen‘, ‚sich bekennen‘ bedeutet. Die Verwendung dieses Begriffes dient zur Illustration der Idee einer kontinuierlichen Bewahrung der ursprünglichen und damit authentischen und richtigen Gehalte des christlichen Glaubens durch die orthodoxe Kirche. Jenseits der Heiligen Schrift erkennt die orthodoxe Kirche mit besonderem Nachdruck die maßgebliche Autorität der spätantiken Autoren an, die gemeinhin als Kirchenväter bezeichnet werden, sowie die Entscheidungen, die durch die sogenannten ökumenischen Konzilien verkündet wurden. Diese genießen in den Augen der Orthodoxen eine quasi-absolute Autorität, die nahezu auf demselben Niveau wie die

Heilige Schrift liegt (– tatsächlich betrachten zahlreiche Orthodoxe die Bibel lediglich als einen Teil der Tradition). D.h. man orientiert sich hauptsächlich an den Anfängen des Christentums, die man als besonders authentisch empfindet.

Die Klassifizierung als ‚orthodox‘ erfüllt aber noch eine andere Funktion, und das ist eine Abgrenzung zum westlichen Christentum zu schaffen. In diesem Kontext erheben die Orthodoxen nicht selten den Anspruch, ausschließlich die authentische ursprüngliche Essenz des Christentums bewahrt zu haben, während sie die westlichen Entwicklungen als fehlgeleitete Veränderungen betrachten, die den ontologischen Kern des christlichen Glaubens in negativer Weise beeinflusst haben. In gewisser Hinsicht bestehen somit Ähnlichkeiten zwischen der Betonung der Bewahrung des rechten Glaubens seitens der Orthodoxen und den orthodox-jüdischen Bemühungen um Orthopraxie.

Das klingt aber jetzt doch etwas ‚rückwärtsgewandt‘? Hat die Orthodoxe Kirche auch Probleme mit Konservatismus?

Man könnte eine solche enge Rückbindung an die ersten Jahrhunderte des Christentums als ‚konservativ‘ bezeichnen. Dies wäre jedoch meiner Meinung nach eine grobe Verallgemeinerung, denn obwohl die Lehre die Betonung auf die Tradition legt, sind die meisten orthodoxen Gläubigen, besonderes in den westlichen Ländern, weltanschaulich genauso modern wie Katholik:innen, Protestant:innen oder andere Christ:innen. Die weltweite orthodoxe Kirche ist nach der katholischen Kirche mit etwa 250 Millionen Anhängern (davon etwa 3,5 Millionen in Deutschland) die zweitgrößte christliche Konfession und beherbergt ein breites Spektrum weltanschaulicher Grundeinstellungen von ‚liberal‘ bis ‚konservativ‘. In der Führungsebene der orthodoxen Kirche, insbesondere unter den Bischöfen, lässt sich nach meinem Eindruck eine überwiegende Präsenz konservativer Vertreter feststellen. Dies ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, dass die Bischöfe ausschließlich aus den Reihen der Mönche gewählt werden. Es ist jedoch nicht außer Acht zu lassen, dass sich auch unter diesen Amtsträgern liberale Bischöfe finden lassen (der gegenwärtige serbische Bischof für Deutschland, Grigorije Duric, kann beispielweise als sehr liberal angesehen werden). Die Verhältnisse erweisen sich häufig andersartig als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen. Wenn ich Sie bitten würde, einen konservativen orthodoxen Bischof zu nennen, würden Sie zweifellos sofort das Beispiel von Patriarch Kyrill aufgrund seiner Verteidigung des Ukrainekriegs anführen. Diese Position, die die Tradition als Grundlage einer kriegerischen Ideologie nutzt, verdient zweifellos eine klare Verurteilung. Allerdings ist selbst in solch extremen Fällen wie bei Patriarch Kyrill die Realität oft viel komplexer. Dank seines Engagements hat die russische Kirche beispielsweise die erste orthodoxe Menschenrechtserklärung entwickelt und angenommen, die zwar weit von der Perfektion entfernt ist, jedoch zweifellos einen bedeutenden Schritt in die richtige Richtung darstellt. Was könnte als moderner betrachtet werden als der Einsatz für Menschenrechte? Die Gegebenheiten sind äußerst vielschichtig. Im Allgemeinen muss man jedoch feststellen, dass die orthodoxe Kirche die westliche Moderne und die damit verbundenen Werte nicht uneingeschränkt akzeptiert.

Wenn ich das richtig verstanden habe, hat das Projekt, an dem Sie gerade arbeiten, genau etwas damit zu tun, diese Nichtakzeptanz kritisch zu hinterfragen.

Ja, genau. In meinem Projekt mit dem Titel „Orthodoxie zwischen Tradition und Moderne“ versuche ich zu zeigen, warum ein bestimmtes (Miss-)Verständnis der orthodoxen Traditionsgebundenheit Teile der orthodoxen Kirche daran hindert, einige Prinzipien der Moderne wie Säkularismus, moderne Konzeption der Menschenrechte etc. theologisch fundiert zu akzeptieren. Dieses Projekt, mit dem ich bereits vor dem Krieg in der Ukraine begonnen habe, hat durch diesen Krieg (leider) viel an Aktualität gewonnen, denn wenn man sich die Ideologie ansieht, die hinter diesem Krieg steckt (insbesondere in den letzten Reden des Patriarchen Kyrill und des Präsidenten Putin), wird man feststellen, dass beide als Strategie eine „Rückkehr zur orthodoxen Tradition“ bzw. dem, was sie darunter verstehen, fordern. Unter anderem versuche ich in meinem Projekt aufzuzeigen, warum das eine leicht durchschaubare Ideologie und eine bewusste Verzerrung der orthodoxen Tradition selbst ist. Meine These ist, dass die Kirchen (oder Religionen), also auch die orthodoxe Kirche, immer auf die Zeichen, die aus jeder Zeit sprechen, reagieren und von ihnen lernen müssen (*aggiornamento*), ohne dabei ihre wesentlichen Merkmale zu verlieren. Das haben sie immer getan und das müssen sie auch im Blick auf die Zukunft tun.

Und was wäre der Beitrag der orthodoxen Theologie dazu?

Gerade die große und vielfältige Tradition der ersten Jahrhunderte des Christentums, die ja der ‚Markenkern‘ der orthodoxen Kirche, ist dabei ein Schatz, aus dem man für heute viel lernen kann. Denn gerade diese Tradition ist weit pluraler und offener und damit modernekompatibler als es politisch-reaktionäre Kräfte, die es leider auch in der christlichen Orthodoxie gibt, oder diejenigen, die den orthodoxen Glauben nur als ideologischen Mantel für andere Interessen benutzen, es wahrhaben wollen. Sie blenden einfach einen Teil der eigenen Tradition aus oder sie suchen sich aus der Tradition das aus, was zu ihrer Ideologie am besten passt. Aber dieses Schicksal teilen wir mit anderen christlichen Konfessionen und auch anderen Religionen. Glaube ist immer auch politisch missbrauchbar! Dabei hat jeder Glaube, auch die orthodoxe Tradition im Christentum, das Potenzial, sich aus den eigenen Quellen heraus dagegen zu Wehr zu setzen. Und als Theologen haben wir die Pflicht dazu, das auf eine intellektuell nachzuvollziehende und verantwortete Weise zu tun. Das ist eine entscheidende Aufgabe auf Zukunft hin.

Orthodoxie hat also Zukunft?

Zweifellos! In der Tat würde ich noch weiter gehen und behaupten, dass die Zukunft sowohl eine lebendige Orthodoxie als auch eine Verbindung zur Tradition benötigt. Da kommt man gleich an die wichtige Frage, wie weit sich die Kirchen an die Gesellschaft anpassen müssen und sollen. Wenn die Kirchen vollständig dieselben Werte wie die Gesellschaft teilen und nur das liefern, was in der Gesellschaft bereits vorhanden ist, könnte die Frage aufkommen, wozu man dann überhaupt noch Kirchen benötigt. Die Kirchen sollten meiner Meinung nach vielmehr als kritische Begleiterinnen von Gesellschaft dienen und dabei die Werte, für die sie aus ihrer

Überzeugung heraus stehen, auch für Nicht-Glaubende plausibilisieren und konstruktiv einbringen. Oder wie Jürgen Habermas einmal gesagt hatte: An die Gottesebenbildlichkeit des Menschen muss man selbst nicht glauben, um zu verstehen, welche unveräußerliche Würde jedes Menschen damit begründet wird. Charles Taylor, der bekannte Philosoph und politische Theoretiker, hat ja eine ganz eigene, gutbegründete Position hinsichtlich der Rolle der Religion in demokratischen Gesellschaften in die Diskussion eingebracht. In seinem bekannten Werk „Ein säkulares Zeitalter“ (A Secular Age) vertritt er dezidiert die Auffassung, dass gerade Religion historisch gesehen eine vitale Rolle als Fundament für moralische und ethische Werte innehatte; diese Quelle heute aus säkularen Gesellschaften prinzipiell auszublenden oder an den Rand zu drängen, kann zu einer Fragmentierung der Wertvorstellungen und einer potenziellen „Unbehagen an der Moderne“ führen. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ich habe manchmal den Eindruck, der entscheidende Unterschied zeigt sich auf Zukunft hin zwischen denjenigen Gläubigen, die offen, pluralitäts-, ambiguitäts- und toleranzfähig sind, und zwar aus den Tiefen ihrer eigenen Tradition und Glaubensüberzeugungen heraus – die also, die wirklich ‚orthodox‘ sind – und denen, für die Glaube nur Eindeutigkeit, Abgrenzung, Ausschluss Andersdenkender und ideologische Scheuklappen bedeutet. Letzteres aber verdient die Bezeichnung ‚orthodox‘ bestimmt nicht, da bin ich mir mit meinem Kollegen Asher Mattern einig!

Interview geführt von: Anna Viktoria Knorreck (7.7.2023)